

# In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 142

Posen, den 23. Juni 1929

3. Jahrg

## Johann von Lübeck

Roman aus der Zeit der Hanja  
von Wilhelmine Fleck.

(2. Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

### II.

„War das nicht der lustige Junker Wittenborg? Er macht ja wahrhaftig ein Gesicht, als sei ihm die Peterstille verhängt“, bemerkten ein paar Frauen, die Johann auf der Straße nachschauten. Er ging mit gesenkter Stirn und empfand immer mehr die ganze Größe seiner Enttäuschung. In gewissem Sinne hatte Paternostermater wohl recht; die Kaltherzigen, Überlegenden hatten ja meistens recht gegenüber den Warmherzigen, rasch Zufahrenden. Herr Hinrich Wittenborg würde Barbara schwerlich als Tochter gegrüßt haben, und auch sonst hätten sich der Dornen viele auf ihrem Wege gefunden. Es war und blieb ein Wagnis, eine niedriger Geborene in den geheiligten Kreis lübischer Patrizier führen zu wollen. Die Geschlechterfrauen hatten eine so eigene Art, den Nacken zu steifen und diejenigen nicht zu sehen, die sie nicht sehen wollten. Selbst seine sonst so gütige Mutter besaß die Gabe. Die Männer dagegen würde Barbaras Lieblichkeit wohl entwaffnet haben, und mit der Zeit hätte er ihr sicher den Platz erfochten, der ihr als seinem Weibe zutam. Aber was half's, an Dingen herumzugrübeln, die niemals mehr Wirklichkeit werden konnten? Barbara wurde des dicken, dummen Henneke Krukow Ehefrau, und alles war aus. — — —

Trotz der Abendstunde waren die Straßen noch voll von Betriebsamkeit. In den Werkstätten der Waffenschmiede kprühten die Funken und klirrten die Hämmer, die Böttchereien dröhnten vom Lärm der Schlägel. Von der Trave herauf krochen hochbeladene Wagen, deren Inhalt bald zu den Speicherlufen emporbaumeln sollte. Und umgekehrt zogen andere Wagen zum Fluß hinab, um den wartenden Koggen zuzuführen, was Schmiede und Brauer, Böttcher und Gerber verarbeitet hatten. Die Königin der Hanse gab auch nach. Und ihre hohen Giebel, die Pelzschäuben und Sammetmäntel ihrer Patrizier sprachen von ihrem Reichtum. Zwischen den Rennenden und den Brunkenden aber drängte sich fremdes Volk von den Schiffen auf dem Fluß.

Sie erst gaben dem Gesicht der Stadt seinen ganz besonderen Zug, bezeugten sie gleichsam handgreiflich als Ländervernüpfen. Lüstern blickten sie nach den reichen Buden der Goldschmiede und Waffenschmiede im Rathausumgang, kanten hinauf zu den steilen Türmen der stolzen Marienkirche, spuckten kräftig und wandten sich dann, solange noch Geld in ihren Taschen klirrte, zu den Genüssen der Gartüchen und den noch verbereren Freuden der Hafenschenken. Seit Knabentagen kannte Johann das bunte Bild, doch schien es ihm, als sei es in den Jahren seiner Abwesenheit noch bunter und fröhlicher geworden. Die Zahl der fremden Schiffer hatte sich zumindest verdreifacht. „Wenn Lübeck noch ein Menschenalter lang Frieden und Gedeihen hat, wird sein Handel dem der hochberühmten Stadt Venedig nicht nachstehen“, hatte Herr Hinrich noch heute geschmunzelt, und Johann hätte kein hanfischer Bürgermeistersohn sein müssen, wenn auch ihm nicht ähnliche Gedanken gekommen wären, doch wurden sie von seines Herzens Not gleich wieder überschrien. Der holde Traum, der ihn drei Jahre lang durch alle Versuchungen einer reichen und üppigen Stadt schükend

geleitet hatte, war aus. Er hatte Barbara verloren, und ihm war, als sei ihm die Heimkehr dadurch ganz und gar verleidet, als möchte er am liebsten schnurstracks nach Brügge zurückkehren. Hochauf wallten Schmerz und Jörn. Noch niemals war ihm etwas fehlgegangen. Sein vornehmes, einschmeichelndes Wesen, seine Überredungsgabe, bisweilen auch sein schönes Gesicht hatten die Menschen seinen Wünschen gefügig gemacht. Überdies war er Herrn Hinrichs von Lübeck Sohn. Zum erstenmal in seinem Leben stand er vor verschlossenen Pforten und wollte nicht glauben, daß es si sei. Plötzlich hemmte er den Schritt und schlug sich vor di Stirn. Ja, wie stand Barbara zu all diesem? Sie vor allen mußte er sehen und sprechen. Der Gedanke, daß Henneke Krukow ihr Herz gewonnen haben könne, schien ihm lächerlich. Gewiß hatte der düstere, herrische Bruder der Sanfter seinen Willen aufgezwungen. Er selbst, Johann, hatte of gehört, daß Paternostermaters Wille und Wesen einen Bann selbst um handfeste Männer schlug, und die zarte, stille Schwester hätte seiner bohrenden Beredsamkeit widerstehen sollen? Johann atmete auf. Barbaras Augen konnten nicht lügen. Schon in Kindertagen hatten sie oftmals verraten, was der Mund gern vorsichtig verschwiegen hätte. Sie würden auch jetzt die Wahrheit sprechen. Morgen, wenn der Bruder mit dem alten Bertram an seinem Verkaufsstand auf dem Markt beschäftigt war, würde er zu ihr gehen.

Sein Herz schlug stark, als er die Braunstraße hinabellte, sorgend, es könne aus jeder Tür jemand hervortreten und ihm den Weg verlegen. Sein Vater hatte sowieso zu seinem Fortgehen scheel gesehen. Der Vormittag sollte der Arbeit im Kontor gehören. Von nichts kam nichts, und der Wind wehte wohl Sand zusammen, aber kein Gold. — Mit ungestümem Ruck rß Johann die hohe, schmale Haustür auf. Die Diele war schummrig wie immer, aber die Tür zum Schreibzimmer war geöffnet, und drinnen, vom Sonnenschein umflimmert, stand ein Mädchen und ordnete einen Strauß gelber Frühlingsblumen in irdener Schale. Das Geräusch an der Tür ließ sie aufschauen. „Jungfrau Barbara.“ Vor Schrecken sanken ihr die Arme am Leibe nieder. „Junker Johann! Bertram sagte mir, daß Ihr zurück wäret“, sagte sie tonlos.

Schon war er neben ihr. „Barbara, was habt Ihr mir angetan.“

„Wie sagt Ihr?“ hauchte sie.

„Ihr wißt, was ich meine; Barbara, seht mich an.“

Als sie den Kopf nur tiefer senkte, hob er ihr Gesicht am Rinn in die Höhe und sah ihr mit schmerzlicher Zärtlichkeit in die Augen. Was die Lieblichkeit der Sechzehnjährigen einst versprochen, hatte höchste Erfüllung gefunden. Wie weich der zarte Mund war, wie klar und unschuldig die kummervollen Augen, wie schön die Stirn, vom blonden Haar eingefast, das in dicken glänzenden Zöpfen bis zu den Knien herabfiel.

Mit der Linken griff Johann hinter sich und schloß die Tür. „All diese Jahre hat mir der Gedanke an Euch die Heimkehr wert gemacht. Und nun ich komme, find' ich Euch als dieses Kerls, des Henneke Krukow Braut. Warum, Barbara?“

Sie wurde blaß, und ihr Blick irrte ab. „Mein Bruder wollte es so.“

„Und Ihr?“

Sie zögerte mit der Antwort. „Eine Tochter gehorcht dem Vater oder dem Vormund an Vaters statt.“

„Das ist keine Antwort. Ich wollte andres wissen. Gelüftete Euch nach der Ehe? Liebt Ihr den dicken Wachs- händler?“



„Oh — laßt doch, Junker“, bat sie ängstlich zurückweichend.  
„Sagt ja, und ich gehe auf der Stelle.“

Sie verschlang hilflos die Hände, Tränen rannen ihr aus den Augen. Sie sah unaussprechlich rührend aus im Weinen. „Henneke Krukow ist ein guter Mensch. Auch gottesfürchtig. Und ich sag's Euch ja schon — es war Hinrichs Wille.“

„Und an mich dachtet Ihr nicht? Hab' ich Euch nicht beim Abschied gesagt: ich komme wieder? Hieltet Ihr mich für einen Lügner?“

„Gewißlich nicht. Aber bedenkt die Zeit. Grünes Maienlaub wird dunkel, dann gelb und fällt endlich ab. So ändern sich auch die Menschen und wissen es nicht einmal.“

„Mit solchen Reden tränkt Ihr mich.“

„Oh, das wollt' ich wahrlich nicht. Aber Ihr seid ein vornehmer Stadtfunker, und ich ein Bürgerkind, — wie hätt' ich wäghen dürfen, daß —. Und Ihr könnt ja auch gar nicht, wie Ihr wollt. Ihr seid Eures Herrn Vaters einziger Sohn, und er wird Pläne mit Euch haben, die seinem Rang entsprechen. Ist's nicht so?“

Johann runzelte die Stirn. „Die hat er. Ich war kaum ein paar Stunden im Elternhaus, als er mir schon davon sprach. Aber ich wollte ihm zuvorkommen. Ich habe meinen Willen so gut wie er den seinen. Und wenn Ihr mich lieb habt und Henneke Krukow den Abschied gebt, so troste ich meinem Herrn Vater!“

Barbara zitterte. Das streng erzogene Bürgerkind entsetzte sich vor so wilden Worten. Was Johann so leichtthin aussprach, wagte sie nicht einmal zu denken. „Um Gottes willen, Junker! Ich gab mein Wort; wie könnt' ich das zurücknehmen? Und mein Bruder — und Herr Hinrich Wittenborg, unser hochgebietender Bürgermeister —“

Sie schlug schaudern die Hände vors Gesicht. Ihr war, als würde sie ohnmächtig.

Johann hatte an den Mädchen immer das Zarte, Hilfsbedürftige besonders geliebt. Nun schien ihm Barbara wie eine feine, vom Winde geschüttelte Blume, und stützend den Arm um sie zu legen wie das Natürlichste von der Welt. Dabei ringelte sich ihm einer der langen Zöpfe ums Handgelenk, und die seidige Berührung machte ihm das Blut heiß. Er hob die Flechte und wühlte den Mund hinein. Wie fein und weich sie war. „Habt doch Mut, Bielliebe.“

Schon raunte in seiner Stimme gefährliche Leidenschaft. „Nein, nein“, rief sie ängstlich, sich in seinem Arm wehrend. „Es geht nicht. Und wenn Ihr mir noch viel teurer wäret.“

Ihm schlug das Blut ins Gesicht. „Ihr wollt Euer Henneke Krukow gegebenes Wort nicht zurücknehmen?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Aber mir habt Ihr soeben gesagt, daß Ihr mich liebt“, lachte er wild und frohlockend auf; „das könnt Ihr auch nicht zurücknehmen.“

Sie zitterte in seinem Arm wie ein gefangener Vogel. „Sagt' ich das?“ stammelte sie. „Ja, ja, ja. Und ich fühl' daß es Wahrheit ist.“

Ihr Kopf sank an seine Schulter. So wehrlos fühlte sie sich. Selbst die Gedanken versagten ihr. Er hatte ja recht. Sie liebte ihn. Über alles Sagen. Das kleine Holzbild der Gnadenmutter in ihrer Kammer hätte erzählen können von so manchem heißen Gebet, daß der „Stern der Meere“ über den Wegen Johann Wittenborgs leuchten und ihn glücklich zurückführen möge. Nicht zu ihr, der armen Barbara Paternostermaier; nur zurück in die Heimat, daß sie bisweilen sein braunlockiges Haupt von weitem in der Messe sehen oder ihm nachschauen könnte, wenn er mit einer Schar junger Geschlechterherren über den Markt schritt. Und nun? Sie fühlte sich fester umfrieselt, und auf einmal brannnten Johanns Lippen auf ihrem Munde, ihrer Stirn, ihren Wangen. Ihr leiser Schreckenslaut verklang unbeachtet; und bald merkte seine fessellose Leidenschaft in ihr etwas Seltsames. Eine zitternde Flamme, die der Vereinigung mit jener fähen Glut entgegenstrebte.

In der Diele schäfterte eine kleine Magd, von der Straße herein drangen Wagenrollen, Kindergeschrei, der rauhe Gesang neugeheuerter Schiffsvolles, das zum Hafen zog, all der Lärm einer vorstreichen Handelsstadt — sie hörten nichts als die eigenen heißen Atemzüge, dem Sturm ihrer jungen Leidenschaft blindlings hinzugeben.

Endlich riß Barbara sich los, taumelte zu einem Stuhl und schlug die Hände vors Gesicht. „Junker! O ihr Heiligen! Wie kam das?“ murmelte sie. „Was taten wir? In vier Wochen bin ich Henneke Krukows Weib.“

Mit einem Satz war er wieder bei ihr, warf sich neben sie auf den Estrich, umschlang ihren Leib mit beiden Armen. „Sag's nicht, sag's nicht. Ich will's nicht hören. Wir halten uns ja. Liebst du mich nicht, wie ich dich? Daß die Zukunft kommen, wie das Alter und die grauen Haare. Ein Monat hat einunddreißig Tage, und jeder Tag hat vierundzwanzig Stunden. Die gehören uns, und wir wollen sie nutzen.“

„Und wenn sie vorüber sind?“ sagte sie schwermütig, „was dann?“

„Dann mag kommen, was will. Daß wir glücklich gewesen sind, kann niemand uns nehmen.“

„Und mein Gewissen — und Henneke Krukow —“ flüsterte sie.

„Schweig von dem Menschen“, brauste er auf.

„Ist's nicht genug, daß du sein Eheweib wirst und ihm angehörst, bis er, der Herrgott mag geben, daß es bald geschehe in die ewige Seligkeit eingeht?“

Sie beugte sich über ihn, strich wieder und wieder über sein welliges Haar. Es war, als habe der Wind ein armes kleines Boot von der haltenden Kette gerissen; nun trieb es unaufhaltsam flussabwärts. Wohin?

„Ach Johann, mein Johann“, flüsterte sie. Unwillkürlich neigte sie sich noch tiefer, und wieder hob er den Kopf zu ihren Lippen. „O du — so dich küssen — in alle Ewigkeit — — —“ Ein Sonnenstrahl, der ihm durch das obere Fenster blendend in die Augen stach, ließ Johann stutzen. So hoch stand die Sonne schon? Dann war die Zeit nicht mehr fern, wo man ihn daheim zum Mittagsmahl erwartete. „Ich muß gehen, Bielliebe“, sagte er seufzend, „ich darf den Herrn Vater weder verdrießlich, noch gar argwöhnisch machen, und auch Hinrich wird gleich vom Markt kommen.“

„Hinrich ist gar nicht daheim.“

„Nicht in der Stadt?“ flammte er auf. „Und das sagst du erst jetzt?“

„Habt Ihr mich nicht noch ganz andres vergessen lassen, schlimmer Junker?“ lächelte sie. „Gestern abend, als ich von meiner Kranken heimkam, fand ich einen Mann bei ihm. Ich kannt' ihn. Er scheint immerdar auf Wanderschaft zu sein, wie Kraniche und Störche kommt er zu bestimmten Zeiten. Und wenn er gegessen und getrunken hat, schließt Hinrich sich mit ihm ein, und die halbe Nacht hör' ich sie zusammen reden und beten.“

„Ein wandernder Aleriker?“

„O nein. Ich hab' ihn einst, als er mich nicht gewahrte, von den heiligen Sakramenten reden hören in Worten, die mir Sünde wären zu wiederholen, und doch sagt Hinrich, daß alle Pfaffen unserer Stadt nicht wert seien, ihm den Staub von den Schuhen zu blasen. Nun, ich verstehe derlei nicht. Ich halte mich an unseren hochgelobten Erlöser und seine heilige Mutter und will von nichts anderem wissen. Auch muß es mit diesem wandernden Heiligen eine sonderbare Bewandnis haben, denn Hinrich hat mir streng befohlen, zu niemand von ihm zu sprechen. Aber, wie alles, habt Ihr mich auch das vergessen lassen“, setzte sie errötend hinzu.

„Du sagtest doch, daß Hinrich nicht zu Hause sei?“

„Ja, wann immer dieser Mann kommt, gibt er ihm bei Tagesanbruch, sobald die Tore geöffnet werden, das Geleit. Wohin er mit ihm geht, weiß ich nicht und will's auch gar nicht wissen. Aber immer bleibt Hinrich mehrere Tage weg. Vor Mittwoch kehrt er gewiß nicht heim.“

„Nicht vor Mittwoch, Barbara?“ jauchzte der Junker. „Das sind fünf Tage!“

Fest preßte er sie an sich. Sein Mund lag an ihrem Ohr, Atemlos klang sein heißes Geflüster.

Über Barbaras Gesicht rann dunkle Röte, krieg bis zum Haar und ließ selbst ihren Nacken flammen. „Nein, Junker! O nein, Junker! Ich bitt' Euch!“

Aber immer wieder setzte das Flüstern ein, und des Mädchens Wehren wurde schwächer und schwächer, wie das Füllgeschlagen einer Taube, die ein Knabe in der Hand hält. Sie schlang die Arme um seinen Hals und verbarg ihr Gesicht.

„Junker — lieber, lieber Junker —, o Gott, was macht Ihr aus mir?“

(Fortsetzung folgt).



# Wie Hubert um seine Braut kam.

Von G. Horodin.

Sie hatten davon gesprochen, wie belanglose Vorfälle manchmal große Kreise ziehen. Und dann war eine Pause eingetreten, die Gedanken schweiften in den vielen Zufälligkeiten ihres Lebens. Karl nahm nach einem kräftigen Zug aus seiner Zigarre den Faden wieder auf.

„Die allernsten Ereignisse haben ja manchmal ganze Schicksale bestimmt. Man könnte über dieses Thema eine Bibliothek schreiben. Natürlich habe ich mit der üblichen Fülle des Objekts auch zu kämpfen gehabt, aber zum Glück ohne ernste Folgen. Ich kann mir jedoch vorstellen, daß es bedrückend sein muß, dem lächerlichen Zufall eine tragische Wendung des Lebens zu verdanken.“

Bei diesen Worten umspielte die Lippen seines Gegenübers, des alten Freundes und Studiengenossen, ein leichtes Lächeln, bald aber zuckten die Mundwinkel, und schließlich bog sich der Oberkörper in schallendem Gelächter nach rückwärts. Karl sah seinen Freund erstaunt und fragend an, aber dieser hatte sich die Augen wischend, ab. Ihm war plötzlich aus der Erinnerung eine Episode aufgetaucht, die lange Jahre zurücklag und nun blühartig wieder aufgetaucht war. Sie war ja auch unvergeßlich komisch und hatte einem Menschenleben tatsächlich eine andere Wendung gegeben. — —

Der Betreffende war unverheiratet geblieben und ein unbelehrbarer Junggeselle geworden. Und eine blöde Erbsuppe im Verein mit einem Affen war daran schuld.

„Also, Karl, nun unterbrich mich bitte, wenn ich dir die Geschichte etwa schon erzählt habe“, lachte der Freund und zwang sich mühsam, ruhig zu erzählen. „Ich studierte damals in Bonn. Im Korps besaß ich ein edler Studio namens Hubert Wöhrdorf. Er war der typische Salon- und Ballkönig. Groß, schlank, blond, blaue Augen — ein Siegfried, wie er nicht idealer gedacht werden kann. Gewandt, geschickt und Hans in allen Gassen. Da er auch noch im Wesen ein wirklich reizender Kerl war, wurde er natürlich von allen Seiten zu allem herangezogen. Er mußte Klavier spielen, zeichnen, singen, tanzen, dichten, Ausflüge und Bälle vorbereiten, kurzum, er war ununterbrochen besetzt. Die Universität hatte ihn nur einmal eine Viertelstunde gesehen, nämlich, als er Kollegs belegte. War es nun sein Vielbeschäftigtsein, oder war es sein lebhaftes, springendes Temperament, er war in einer Weise unordentlich, die jeder Beschreibung spottete. Er fand nie etwas und machte sich eigentlich immer erst im Vorzimmer eines Gastgebers die letzten Knöpfe zu. Seine Bude sah stets aus, als ob er umzöge. Das Wahrzeichen seiner Ordnungsliebe befand sich typisch auf der blankpolierten Mahagoniplatte seines Schreibtisches: ein angeblühtes hartes Ei und daneben ein Häufchen Salz. Er besaß Eierbecher und Salzknäpfechen, aber er wußte nicht, wo sie waren. Sie steckten z. B. in seiner Frackhose, ohne daß er hätte sagen können, wie er dorthin gekommen waren. Drei Wochen lang schlief er auf seinem Beder, den er in der Wut über dessen melodisches Geklapper unter die Matratze seines Bettes geschleudert hatte.“

kaum einer seiner näheren Bekannten hatte es unversucht gelassen, Hubert Wöhrdorf ein wenig Ordnungssinn beizubringen, es war aber tatsächlich unmöglich, und so gab man es denn lächelnd auf.

Es ist ja merkwürdig, aber wenn ein Mensch einen ausgesprochenen Fehler hat, dann tut ihm das Schicksal sicher den Gefallen und schafft alles herbei, damit der Betreffende ja nicht etwa aus der Übung kommt. Und so war es mit Hubert. Eines Tages, ich war selbst dabei, kam der Unglücksmann auf den tragischen Gedanken, sich von einem Zigeuner einen Affen zu kaufen. Wenn früher in Huberts Bude manchmal ein Gegenstand tatsächlich noch an einem geeigneten oder gar ihm gehörenden Ort lag, so war dies nunmehr unmöglich geworden. Seine Bude zu Hieren ließ es nicht zu, daß er den Affen an die Kette legte. Du wirst also begreifen, daß sich das Vieh Wohn- und Schlafzimmer seines Herrn unendlich gemütlich herrichtete. Es war, mit einem Wort gesagt — schlimm.

Da plötzlich trat ein Ereignis in sein Leben, das dem armen Kerl verhängnisvoll werden sollte. Er verlebte sich natürlich höchst erfolgreich. Welches Mädel hätte sich in Hubert Wöhrdorf nicht verlieben sollen! Sie war auch so ein Sonnenkind, blond, frisch, lustig, und hatte sehr vermögende Eltern. Wir gönnten ihm alle von Herzen sein Glück, ahnten aber nicht, daß es von so kurzer Dauer sein würde. Ich weiß nun nicht mehr ganz genau, wie sich das Unglück zugegetragen hat. Jedenfalls drehte es sich darum, daß Hubert beim ersten Besuch im Kreise der Angehörigen seiner Braut weiltete, daß er neben seinen sonstigen Ränken auch noch tochen könne. Es wurde also ein Tag verabredet, wo seine Braut mit ihrer

Mutter bei ihm zu Gast sein sollte. Wenn der dumme Kerl nun vorher einen von uns gebeten, hätte, ihm beihilflich zu sein, dann wäre das Unglück vielleicht verhütet worden. Na, hinterher ist ja immer gut reden — jedenfalls, er hatte den Ehrgeiz, alles allein zu machen. Die Unordnung in seiner Wohnung konnte er ja schließlich mit dem Affen entschuldigen.

Wie er mir dann aber hinterher erzählte, war ihm das auch schon nicht ganz geglikt. Denn sowohl Braut wie Schwiegermutter waren etwas verblüfft in der Tür seines gastlichen Heimes stehen geblieben und hatten nach einem kurzen Rundgang durch die beiden Zimmer ziemlich betretene Gesichter gemacht. Der Affe hatte indessen die fremden Besucher von der Gardinenstange aus mit fröhlichem Kreischen begrüßt und war, als Hubert eigenhändig die selbstgekochte Erbsensuppe auf den Tisch setzte, mit einem Satz auf einen leerstehenden Stuhl neben der sich unterhaltenden Gruppe gesprungen. Der Bräutigam stellte mit ein paar artigen Worten die Suppe aus und betonte, daß seine Ränste es bisher zwar nicht zum Braten, jedoch schon zu einer guten Suppe gebracht hätten. Und nun fing man an, das köstliche Gericht zu löffeln, und bald wurden Lobspprüche aller Art gewechselt. Der Affe hatte von seinem Stuhl aus mit Arsausagen alles verfolgt und hatte schließlich ein mißbilligendes Knurren hören lassen, was aber in der Unterhaltung überhört worden war. Hubert stand schließlich auf und fragte mit siegesicherem Lächeln, ob er die Teller noch einmal füllen dürfte. Die Damen bejahten freudig, und gerade wollte ihr Gastgeber den großen Löffel in die Suppenschüssel tauchen, als der Affe mit einem pfeifenden Laut auf den Tisch sprang und blitzschnell mit der Pfote tief in die Schüssel fuhr. Noch ehe sich die Umstehenden die herumsprühende Suppe aus dem Gesicht wischen konnten, hatte das Affenvieh einen länglichen Gegenstand aus der Flüssigkeit gerissen und saß schon wieder, sich damit im Munde herumfahrend, auf seiner Stuhllehne.

Weißt du, Karl, es gibt Dinge im Leben, die sind nicht wieder gutzumachen. Alle saßen erschlagen und starr. Nur der Affe nicht. Grinsend schwang er über seinem Kopf Huberts Zahnstocher. — Hubert hat nicht geheiratet.“

## Der Flug in die Unendlichkeit.

In 11 000 Meter Höhe bewußtlos.

Der Höhenweltrekord für Flugzeuge, der bisher mit 11 700 Meter von den Amerikanern gehalten wurde, ist nun in die Hände des deutschen Piloten Willi Neuenhofen, der mit seinem Flugzeug die erstaunliche und kaum faßbare Höhe von über 12 500 Meter erreicht hat, übergegangen. Schon immer versuchten die Menschen zu erfahren, wie es eigentlich in diesen gewaltigen Höhen, die noch nie ein Mensch lebend erreicht hatte, aussehen würde. Ein amerikanischer Ballonführer, der einmal eine Höhe von 13 000 erreicht hatte, mußte diese mutige Tat mit dem Tod bezahlen. Nur die Instrumente, die man in dem Ballonkorb fand, gaben Zeugnis von der erreichten Höhe.

Es ist klar, daß solche Versuche einer ganz genauen Vorbereitung bedürfen. So arbeiteten die Junkerswerke planmäßig auf das große Werk hin. Die ersten Versuchsflüge — erzählt Neuenhofen — habe er mit Ingenieur Schinzinger ausgeführt. Bei einem dieser Flüge versagte Schinzingers Sauerstoffapparat. Schinzinger schlief, ohne ein Zeichen zu geben, sofort ein. Er war von einer tiefen Ohnmacht befallen. Es ist selbstverständlich — erzählt Neuenhofen —, daß ich um das Leben meines Kameraden besorgt war und sofort niederging. In der Höhe von etwa 7000 Meter erwachte Schinzinger plötzlich wieder. Es war keine Veränderung an ihm wahrzunehmen. Er hatte mit offenen Augen geschlafen und war nun wieder völlig frisch.

Einmal, bei einem anderen Versuch, war der kühne Flieger bis an die amerikanische Retordgrenze gekommen, als plötzlich der Schlauch zum Sauerstoffbehälter, offenbar durch eine Bewegung des Körpers, riß. Neuenhofen erklärte, er habe sich sofort in einem Zustand befunden, der einer Karlose absolut ähnlich war. Ihm schwand das Bewußtsein. Er wußte nicht, was mit ihm geschah. Bis dahin hatte er die Hände fest am Steuer gehabt. An diesem Steuer befand sich als einzige Sicherheitsvorrichtung ein Kurzschlußknopf. Als Neuenhofen infolge des Schwindens seiner Kräfte die Hände von diesem Knopf fortnahm, setzte automatisch der Motor aus.



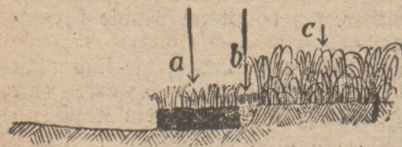
In einem Sturzflug jagte die Maschine in Spiralen auf 4000 Meter herunter, wo sie Neuenhofen, der inzwischen wieder das Bewußtsein hatte, abfiel und glatt zur Erde führte.

Aber durch nichts ließ sich der tollkühne Flieger von seinem Vorhaben abbringen. Wieder stieg er auf. Es dauerte keine 30 Minuten, und schon war das Flugzeug den auf der Erde Harrenden entchwunden. Aber etwas anderes sah man von unten her. In etwa 7000 Meter Höhe bildete sich eine Wolke, die entstanden war durch die Kondensationsterne in der mit Feuchtigkeit überfüllten Luft. Neuenhofen stieg höher und höher. Es war für ihn nicht einfach da oben bei einer Kälte von 55 Grad Celsius. Er erzählte, daß er mit offenen Augen geflogen sei, das Gesicht allerdings mit einem dichten Schal verhüllt. Schon befand er sich 11 000 Meter über dem Boden. Aber noch war das Ziel nicht erreicht und die gefährlichste Zone noch zu überwinden. Er teilte mit, daß er oben mit Müdigkeit immerfort kämpfen mußte und sich nur mit größter Willensanstrengung wachhalten konnte.

Endlich hatte Neuenhofen 12 500 Meter erreicht und damit den Höhenweltrekord an Deutschland gebracht.

## Das Ausbessern von Rasenkanten an Wegen.

Im Garten werden die Rasenkanten an den Wegen erfahrungsgemäß am wenigsten geschont, und daher bieten sie auch oft genug keinen schönen Anblick. Handelt es sich um bindigeren Gartenboden, so lohnt das Neuanpflanzen des Rasens schon; auf leichterem Boden aber hat es gewöhnlich nur dann einen Zweck, wenn die Kanten mit Holz, Steinen, Beton oder Eisen eingefast sind. Wo diese Vorbedingungen fehlen, läßt sich durch Neuaussaat kaum ein guter Rasenabschluß erzielen. Halbwegs kann man sich aber dann in folgender Weise helfen (vergl. die Abbildung hier, in welcher



a die Rasenstücke, b die Neuaussaat und c den alten Rasen bezeichnet): Die Ränder werden in der Breite von zwei Spatenstichen umgegraben, geebnet und nach außen zu mit passend zugeschnittenen Rasenstücken belegt. Die Rasenstücke sollen nach Möglichkeit nicht über die Höhe der übrigen Rasenfläche hinauskommen und müssen also genügend fest eingestampft werden. Die Erdstriche, die zwischen den Rasenstücken und der übrigen Rasenfläche freibleiben, füllt man dann neu an.

R. R., Erfurt.

## Sommerpflege beim Beerenobst.

Jedem, der Obst in seinem Garten hat, muß daran liegen, die Entwicklung der Früchte zu begünstigen und den Wert der Ernte damit zu erhöhen. Besonders wichtig ist auch für das Beerenobst durchdringendes Begießen bei großer Trockenheit. Der Mangel an Feuchtigkeit verringert sonst die Nahrungsaufnahme durch die Wurzeln und Blätter, und die Folgen davon sind gänzliches Abfallen der Früchte oder krüppelhafte Entwicklung derselben. Begossen — und besprüht — werden die Beerensträucher mit abgegebene Wasser, und zwar am besten vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang. Von nicht geringerer Bedeutung sind regelmäßige Düngergüsse. Selbst bei reichlicher Winterdüngung ist die Anwendung flüssigen Düngers, welche in der Zeit der Fruchtentwicklung wöchentlich einmal erfolgen kann, von überraschend günstiger Wirkung. Ein „Zuwiel“ an Dünger gibt es beim Beerenobst kaum.

Empfehlenswert ist auch beim Beerenobst eine oft wiederholte Bodenlockerung durch Behacken. Gibt man dadurch der Luft vermehrten Zutritt zu den Wurzeln, so steigert man damit ihr Aufnahmevermögen für die Nahrungsstoffe und also auch die Erträge. Bei den Stachelbeersträuchern ist es nötig, die unreifen Beeren häufig abzupflücken. Zum Einkochen und beim Kuchenbacken kann man diese Beeren ja gut gebrauchen, und sie werden vielfach noch höher geschätzt und bezahlt als die Früchte, welche man ausreifen läßt. Es gibt sehr viele Beerenobstzüchter, die sämtliche Stachelbeeren in unreifem Zustande verkaufen. Will man aber einen Teil der Früchte ausreifen lassen, so tut man gut daran, die Sträucher im unreifen Zustande der Früchte durchzupflücken und an jedem Strauche nur einen gewissen Prozentsatz von Früchten zum Ausreifen zu belassen. Diesem Teil der Früchte kommen dann größere Nahrungsmengen zu Gute; die Beeren werden viel größer und

vollständiger als die von Stachelsträuchern, welche nicht durchgepflückt waren. Was von den Stachelbeersträuchern gesagt worden ist, gilt in gewissem Grade auch von den Johannisbeersträuchern, wenn sie noch spät tragen.

Eine Vorbedingung für die vorzügliche Entwicklung der Früchte ist natürlich auch die Vertilgung schädlicher Insekten. Die Raupe des Stachelbeerspinners und noch mehr die Larve der Stachelbeerblattwespe fressen recht oft die Sträucher ganz kahl und vernichten die Ernten. Obergärtner P. Teile.

## Aus unserem Raritätenkasten.

838.

Ein Gelehrter des 18. Jahrhunderts verwandte viel Mühe und Arbeit an eine Schrift, in der er die ebenso mühsame wie schwierige Frage untersuchte, ob man ohne Kopf leben könne.

839.

Martin Crusius schrieb jede Predigt, die er hörte, sogleich in griechischer Sprache nieder und sammelte auf diese Weise vom Jahre 1564 bis an sein Ende 7000 Stück. Der gelehrte Jesuit Franz Saghini hatte nur zwei Federn, mit denen er sieben Jahre lang schrieb. Leo Allatius schrieb mit einer einzigen Feder vierzig Jahre lang und weinte, als er sie verlor.

840.

Daß die Reisegeschwindigkeit im Mittelalter gar nicht so gering war, mag aus folgendem hervorgehen: Im Jahre 1188 brauchte ein am 17. März mit einer päpstlichen Bulle von Rom abgehender Bote 25 Tage, bis er am 15. April in Canterbury eintraf.

841.

Die alten Römer bauten bereits Seeschiffe mit einem Rauminhalt von 2670 Tonnen.

842.

Die Elektrizität wurde, wie Scribonius Largus (11) und Dioscorides beweisen, schon im Altertum zu Heilzwecken angewandt, wenn auch noch in recht primitiver Weise. Bei langwierigen Kopfschmerzen legte man nämlich den Zitterrochen auf, bis an der behandelten Stelle Taubheit entstand. Genügte ein Fisch nicht, dann wurde die Prozedur wiederholt.

## Fröhliche Ecke.

**Günstige Gelegenheit.** Auf der Straße wird ein feiner Herr von einem anderen Mann angesprochen: „Ich bitte um eine Gabe, habe schon tagelang nichts gegessen. Ich bin stellungsloser Artist.“ — „So? Was haben Sie denn da früher gemacht?“ — „Ich bin Feuerfresser, mein Herr.“ — „Aber Menschenkind! Gerade um die Ecke ist eben ein großer Dachstuhlbrand. Laufen Sie schnell hin, da können Sie sich satt essen.“

**Berechsamkeit.** Niemand ist schweigsamer, erzählt man, als die Flamländer. Es fuhren einmal zwei Flamländer von Paris nach Berlin. Als sie sich in das Abteil setzten, sagte der eine: „Schlechte Luft hier.“

Im Köln öffnete der andere den Mund: „Daran ist nur die Bahnverwaltung schuld.“

Und als sie in Berlin einfuhren, sagte der erste: „Eigentlich könnten wir das Fenster öffnen.“

In diesem Moment hielt der Zug.

**Der Herr Minister.** Der Ackerbauminister eines nördlichen Staates macht einen Ausflug von seinem Landsitz, zusammen mit seinem siebenjährigen Söhnchen. Alles will das Söhnchen wissen, warum die Windmühle vier Flügel hat, warum die Kuh Milch macht und warum die Äpfel an den Bäumen wachsen und schließlich sogar, welche Getreidearten es gibt. Und alles erklärt geduldig der Papa.

Da deutet das Söhnchen auf ein Haferfeld: „Ist das nun Weizen oder Gerste, Papa?“

Unmutig erwiderte der Papa: „Nun laß mich aber in Ruhe mit deiner ewigen Fragerei. Alles kann ich schließlich auch nicht wissen!“

**Handel und Wandel.** Mann: „Steh nur, Liebchen, was ich dir mitbringe! Heute endlich habe ich das Gegenstück zu unserer chinesischen Base in einem Geschäft entdeckt! Natürlich habe ich sie gleich gekauft, für dreihundert Mark.“

Frau: „Was hast du da angerichtet! Das ist doch dieselbe Base, die ich heute früh demselben Geschäft verkauft habe, weil wir die passende nicht finden konnten — für hundert Mark!“